

Zur Vorbereitung des Aufsatzes

Autor(en): **Bächtiger, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 14: **Erziehung und Schule in der Not der Zeit II.**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

arbeiten werden? c) Stellung im Leben (Stand, Rang), die Sie inne haben werden? d) der Lohn (der Gehalt)? e) sonst noch ein Grund? f) Was gefällt Ihnen am meisten? 6. Was missfällt Ihnen an dem gewählten Berufe? 7. Welches waren Ihre Lieblingsfächer in der

Schule? 8. Welches waren die Ihnen unbeliebten Fächer? 9. Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit? 10. Erinnern Sie sich, was Sie als Kind werden wollten? 11. Was möchten Sie im Leben erreichen?

Volksschule

Zur Vorbereitung des Aufsatzes *

Das Beobachten — natürlich auch das in andern Fächern Gelernte — vermittelt den Gedankeninhalt.

Das Lesen — die Lektüre — vermittelt die Form.

Das Ueben bringt die Fertigkeit.

Man legt bei einem Aufsatz Wert auf einen geordneten Gedankengang. (Logischer Zusammenhang.) Diese Forderung ruft der Disposition. Es ist sehr zu empfehlen, der Klasse kurze, gute Aufsätze, die sich in neuen und alten Schulbüchern und in der übrigen Literatur leicht entdecken lassen, vorzulesen und die Schüler den Gedankengang durch eine Reihe Merkwörter festhalten und hersagen zu lassen. Es kann dabei ein anregender Wettstreit unter den Schülern, das Richtige zu finden, entwickelt werden.

Eine weitere Uebung ist, bei solchen Uebungsstücken, die man vorliest, Sache und Tätigkeit auseinander zu halten.

Man lässt die Sachen und Dinge,

die vorkommen, nennen und sorgt dafür, dass das Bild des einzelnen Gegenstandes klar und scharf im Geist des Schülers gesehen wird.

Dann sieht man sich beim Geschehen um. Die Tätigkeiten bilden eine logische Kette. Das Zeit- oder Tätigkeitswort spielt sowieso eine wichtigste Rolle im Aufsatz. Man wird stets nach dem richtigen Tätigkeitswort suchen. Damit begegnet man dem Uebelstand, dass das Hilfszeitwort „haben“ an Stelle eines richtigen Tätigkeitswortes gesetzt wird. „Der Vater hat einen Hut. Das Haus hat ein Dach. Der Knecht hat eine Last auf dem Rücken. Der Jäger hat einen Hund“ (tragen — besitzen usw.).

Aufgabe: Der Milchmann.

Die Tätigkeit: Was tut der Milchmann?

Er melkt — schüttet — schöpft (man beachte den Unterschied zwischen den zwei letztgenannten Wörtern) und kühlt die Milch. Er schnallt die Milchkessel fest, knallt mit der Peitsche, fährt in die Stadt, hält bei einem Hause an, läutet die Klingel, misst die Milch aus, schreibt die Zahl der Liter ein, rechnet am Ende des Monats ab, erhält das Milchgeld. —

(Erfasst der Schüler diese Tätigkeiten des Milchmannes, so ist er schon befähigt, einen kurzen Aufsatz über den Milchmann zu schreiben.)

Weitere Frage: Wer kann neben dem Milchmann noch tätig sein?

* Der Verfasser, der einst selber Lehrer war und als Inspektor, Schriftsteller und Redaktor mit der Schule stets enge Verbindungen besass, gab vor Jahren ein Werklein über die Methodik des Aufsatzunterrichtes heraus, das grossen Beifall fand und rasch in vermehrter Auflage erschien. Er gedachte uns gelegentlich mit einer Fortsetzung der ersten Gabe zu beschenken, findet aber hiezu leider keine Zeit mehr. Die schon getroffenen Vorarbeiten wurden uns nun auf unsere Bitte hin zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt und werden in der nächsten Zeit in zwangsloser Reihenfolge erscheinen. Wir machen auf die sehr fleissige und wertvolle Zusammenstellung aufmerksam.

Die Schriftleitung.

Das Vieh — das Pferd — der Wagen —
der Hund — die Hausglocke — die Haus-
frau — die Hausmagd — die Milch (gerinnt,
übersiedet).

*Dinge — Sachen — Geräte
des Milchmannes:*

Melkstuhl — Melkeimer — Milchkessel —
Hirthemd — Tanse — Lederriemen —
Fuhrwerk — Litemass — Milchbüchlein —
Milchgeld.

Die Schüler lieben es, hin und wieder auch
die Redeform im Aufsatz anzuwenden.
Also fragen wir: Was spricht der
Milchmann:

„Ruhig, Schäck!“

„Es ist sieben Uhr. Jetzt fahre ich in die
Stadt.“

„Hü, Liesi!“

„Guten Tag, Frau Pfister! Heute ist wieder-
einmal ein schöner Tag. Wieviel Liter brau-
chen Sie? usw.“

Das Zeitwort ist die Hauptsache.

In Alfred Huggenbergers Ge-
dichten finden wir das Zeitwort ras-
sig und vorbildlich angewandt. Aus einer
Reihe von Gedichten diese Zeitwörter her-
auszuheben und für einige mündliche oder
schriftliche Uebungen zu verwenden, bringt
für den Aufsatzunterricht Gewinn.

Wir zitieren „Bauernerbe“.

Ueber die Scholle, an der wir so hangen,
Sind viel liebe Menschen gegangen,
Haben geackert und gesät,
Haben gelbes Korn gemäht.

Satt und gebeugt ist mancher geschritten,
Mancher hat heimlich Sehnsucht gelitten,
Fragende Augen blickten stumm
Nach geahnten Wundern sich um.

Huggenbergers Kirchturmlied ist
ein Muster, wie einer toten Sache Leben ein-
gehaucht wird.

Als Wächter bin ich hingestellt
Hoch über eine kleine Welt.
Mein Reich, ich überschau' es bald:

Das Dorf, die Felder, den dunklen Wald,
Das stille Gärtlein der Toten.

Ich blick' in enge Gassen hinein;
Die Menschen sind klug, die Menschen sind
klein.

Sie merken auf der Stunden Schlag,
Sie füllen mit Sorgen ihren Tag,
Und keiner weiss viel vom andern, usw.

Voll Leben ist auch des gleichen Dichters
„Wenn der Frühling kommt.“ Da
läuten Zwerglein den Frühling ein. Drei
Elfen tanzen im Sonnenlicht, lau-
schen, was der Märzwind spricht.
Der Käfermann putzt sich die Brillengläser
aus, andere laufen, tollen und über-
kugeln sich. Die Ameise flickt am Bau;
ihre Nachbarn faulenzten; hoch im
Apfelbaum sonnt sich ein Fink; Spatzen
und Ammern lärmen laut. Der Schmetter-
ling gaukelt hinter drein.

Wie belebt zeichnet Huggenberger
die Wiese. Auch in diesem Gedichte be-
leben die Zeitwörter die Schilderung.
Man beachte:

Die reife Wiese ist ein Wald;
Die Hälmchen sind die Stämme schlank,
Dazwischen regt sich mannigfalt:
Die kluge Emse baut und schafft,
Und Käferlein spazieren,
Sie tragen Röckchen bunt und blank.
Sie krabbeln auf die Dolden hoch,
Dann heim, als gält es nie zu ruhn:
- Frau Grille - ei, ihr kennt mich noch? -
Die müssiggängert vor der Tür
Und singt ihr altes Liedchen:
Zirp, zirp! Heut weiss ich nichts zu tun -
Ein Grashalm zittert neben mir,
Ein Mücklein schwingt sich darauf
geschwind

Aus kühlverstecktem Nachtquartier.
Was willst du, grosses Menschenkind?
Du wirst wohl kaum ergründen,
Was jedes von uns summt und sinnt.

Nennen wir noch den „Pflüger“, die-
ses lebhaft, farbige Bild vom Acker. Auch
hier vollführt das Zeitwort das Wunder. Man
sehe nach!

Und zu guter Letzt noch der Föhn, ein Gedicht, das die Zeitwörter geradezu häuft.

Ein graulich Stöhnen in Grund und Schlucht;
Schwer hängt überm Tal der Berge Wucht.
Die Arven lauschen: Ist er da? . . .

„Vater, wie sind die Berge nah; —
Ich kann sie fassen mit der Hand!“
Lösche aus die Glut, zertritt den Brand!
Schirm Gott unsere armen Hütten.

Nun fällt er herein über Grat und Kamm;
Da wehrt keine Wehr, da dämmt kein

Damm.
Sein Mantel fliegt, sein Atem geht
heiss.

„Vater, wie färbt der See sich weiss!“
Gnad Gott dem verlorenen Schiffersmann,
Der nicht den rettenden Strand gewann!
Der Föhn muss ein Opfer haben.

Die Lauen donnern, der Bergwald
kracht;

Das Heer der verdammten Geister lacht.
Kein Herz so hart, es schmilzt im Gebet:
Hilf Gott! Der jüngste Tag ersteht!

„Vater, was glüht im Tale so rot?“
Ein Glöcklein bettelt durch Graus und
Not —

Sein Schrei geht im Sturm verloren.

Von E. Zahn sei eine Stelle aus Ostern zitiert:

Schon küsst die Sonne weich den Schnee
der Firne.

Schon leuchtet's heiss dort um der Berge
Spitzen;

Schon grünt's am Hang, und in den Lüften
jubelt

Ein frühes Vögelein sein Lenzeslied. —

J. C. Heer beginnt seinen glänzenden Gebirgsroman „Der König der Bernina“ mit einer ausgiebigen und interessanten Verwendung des Zeitwortes. Wir lassen den Abschnitt folgen:

„Ein Adler kreist am blauen Frühlhimmel, schwimmt über den dreizackigen, samtgrünen Talstern des Engadins.

„Pülüf — pülüf“, dringt sein hungriges Pfeifen aus der Bläue; die Gabel fächerartig

ausgebreitet, steigt er etwas in die Tiefe und späht, dann hebt er sich ungeduldig in die oberen Lüfte, der Sonne entgegen, ja höher als die Bernina, die sanft und doch kühn in das Tal herniederschaut und den ersten Strahl des Taggestirns mit ihrem Silberschild auffängt.

Der Reif funkelt auf den Auen, die den jungen Inn säumen.

Ueberall Licht, reines Licht der Höhe, und die Berge wachsen in seiner schwellenden Flut.

Voll andächtiger Ruhe zieht der Adler seine Runde und rührt die gespannten Flügel nur dann und wann in zwei oder drei leichten Schlägen. Er überfliegt die weissen Spitzen, er schwebt über den Dörfern Pontresina, St. Moritz, Samaden und über lichtglänzenden Seen. Wenn er in die Tiefe steigt, so spielen seine Schwung- und Ruderfedern in der Sonne, meistens aber hängter, ein Punkt nur, den das Licht vergoldet, an der Himmelslocke.“

In Jeremias Gotthelfs Werken drängt sich einem die bildhafte Sprache und die glänzende Ausnützung der Zeitwörter eigentlich auf. Von einem Bauernhaus sagt er, dass es in einer Gegend fast so etwas sei, was das Herz im Leibe:

. . . „drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder . . . Da liest man die Strohhalme zusammen und zählt die Almosen nicht; da findet man die Hände, welche nie lässig sind im Schaffen und im Geben, denen zur Arbeit nie die Kraft ausgeht und nie die Gabe für den Bedrängten.“ . . .

Man lese in „Uli, der Knecht“, wie sich Uli, nachdem zwei nichtsnutzige Dienstboten, der Karrer und der Melcher, auf Joggelis Hof — in der Glungge — entlohnt und entlassen worden waren, wehrt, vor Einbruch des Gewitters das dürre Heu unter Dach zu bringen:

„Joggeli zählte beiden den Lohn z'weg. Draussen fing es an zu winden; die Wolken flogen am Himmel; schwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar, erhoben sich langsam; die Vögel

suchten die Gebüsche; die Fische sprangen nach Mücken; Windspiele rissen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draussen hastete Uli, Heu soviel als möglich einzubringen; drinnen zählten hohnlächelnd die beiden ihr Geld und meinten: ob Joggeli nicht auch noch wolle gehen und helfen; es mangelte sich bei dem schönen Heuwetter. Der Wind riss das Heu von den Gabeln; die Mähnen der Pferde flogen im Winde; die Heulader flogen den Walmen nach; die schönen Recherinnen sputeten sich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Fürtüchern das Zusammengerechete nachtragend. „Häb di!“ scholl es von unten herauf; die mächtigen Rosse jagten im Trabe; die Herausgeber sprangen nach, warfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, die der kundige Lader auf den Knieen mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauschten; der Wind stiess heftiger, nach dem Bindbaum sprang einer; im Hui war er auf dem Fuder; mit dicken Wellenseilen wurde er niedergeschnürt; flink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran; es glitzerte der Regen; es krachte aus den schwarzen Wolken; Staub stob weit dem Regen voran. Die mächtigen Rosse flogen weit ausgreifend, aber durch Ulis sichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achseln rannten die Heuer nach, und mit den Fürtüchern über Achseln oder Kopf formierten den flüchtigen Nachtrab die lustigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern sich schüttelten unter sicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemessenen Strömen; es zuckte die Glut des Blitzes durchs dunkle Tenn; hart klepfte es über dem Hause. Aengstlich und andächtig stund das Gesinde im Schopf; es wusste, der Herr rolle nahe über den Häuptern weg. Es dunkelte; man rief zum Essen; schwarz war es noch am Himmel; aber der Regen rauschte sanfter, der Donner rollte ferner.“

Ilse Franke-Oehl liefert im „Das gläserne Schwert“ eine höchst eigenartige Schilderung, wie eine Müllersfrau einen Bettler aufnimmt. Man liest dort:

„Sie dreht den Schlüssel im Schloss und öffnet einen Spalt breit. Ein Schauer von Schnee wirbelt ihr eisig ins Gesicht. Der Schein der Lampe fällt auf eine gebückte, zitternde Gestalt. Auf einer hohen, rauhen Pelzkappe und einem verwitterten Lodenmantel mit hochgestelltem Kragen türmen sich dicke Schneeflocken wie Daunenfedern. Ein eisgrauer Bart starrt gefroren und vom dampfenden Atem in tausend Perlen tropfend aus dem gestrickten, kirschroten Strangen.“

Der alte Schlruggi blötscht hinter der Berti die knarrende Stege hinauf, tritt in die heimelige Stube und lässt sich erschöpft auf die Ofenbank fallen. Da hockelt er ganz behaglich, schnauft und schnürfelt wie ein Blasbalg vor sich hin, bläst sich in die erstarrten, blauroten Hände und tritt von einem Fuss auf den andern. Die Berti sieht ihre blankgescheuerte, sandbestreute Diele nass und kofig werden. Aber die hat darum nicht Kummer. Froh ist sie, dass das alte Mandli ein sicheres Dach über dem Kopf hat, in diesem struben Wetter.

Sie bringt ihm einen Hafen voll heisser Honigmilch und gut Schnepfli küstiges schwarzes Brot. Da brockt er ein, löffelt, kaut schmatzend und erzählt von seinem Woher und Wohin.“ —

Heinrich Federer schildert in „Jungfer Therese“ den Weg nach Lachweiler in folgender, höchst anschaulicher Weise:

„Schliesslich gefiel es ihm so am besten, in aller Stille zwischen zwei kühlen, mächtigen Forsthalden durchs enge Tal hinauf ins Dorf zu pilgern. Es lief da ein drolliges Strässchen bald durch Sträucher und Riet, bald durch enge, obstreiche Wiesen und nahm es mit seinem Wanderer herzlich ungenau. Jetzt holprig wie ein Holzhacker, jetzt zimperlich wie ein Stadtfräulein! Da hopst es in ein Bachtobel hinunter, drüben klettert es ohne Umweg wie eine Gemse haldan. Aber das ermüdet. Nun steht es doch einen Moment still; weitet und verbreitert sich fast zur Heeresstrasse und schlenkert eine grossartige Schleife um den nächsten Hügel. Weiter oben wird es wieder enger und zutraulich, so dass zwei Begegnende sich mit den Aermeln

streifen müssen. Der Ranft wächst in den Weg und braune Waldschnecken kriechen sorglos her und hin. Der Forst hüben und drüben an den Abhängen sieht mit seinen senkrechten, enggestellten, schweren Stämmen einer Armee alter Jahrgänge gleich, in deren Lücken jedoch da und dort ein jüngerer Waffenknirps, dort an die Frontecke sogar ein flatternder, beflaumter, junger Fähnrich getreten ist. Von der schattigen Westseite bringt dieser Wald eine grosse Kühle, von der besonnten Ostseite den Geruch von dünnen Nadeln, gesprungenen Rinden und kristallgelbem Harz.

Wie schön war doch dieser Wald! Ganz eigen feierlich blickten seine Tannen drein und ihre Spitzen funkelten wie gleissende Münsterhelme. Die Stämme leuchteten wie rote Basalt Pfeiler aus der Dunkelheit hervor. Der Wind orgelte durch die Gewölbe, während aus den grünen Veranden und Emporen abgerissene Töne flogen, von Amseln und Drosseln und Buchfinken genau so, wie vor einem Konzert die Flöten und Geigen ahnungsvoll gestimmt werden.

Ein Handwerker mit der Axt und einmal ein hohes, sonnverbranntes Mädchen gingen vorbei und grüssten den Unbekannten ruhig, mit singendem Tonfall. Wo ein Strahl hinfiel, dampfte die Wiese vom Weihrauch aus tausend Blumenglocken. Grosse weisse und gelbe Falter flogen herum und es surrte und summte von Fliegen und Hummeln über allen Kleeköpfchen. Die Hügelketten hoben sich und gingen gegen eine Passhöhe breit auseinander. Aus jeder Falte der Halden schwatzte und gurgelte es von Quellwasser und auch in den Wiesen tief unter den Halmen sang es wie von einer unterirdischen Musik.

Freilich, der Himmel war nicht ganz blau. Er stach mit einem blendend weissen, dünnen Lichte nieder, und heisse, pulvergraue, müde Wölklein standen langsam im Süden geradeswegs gegen das Gesicht des Wanderers auf. Die Ferne spann sich mehr und mehr in eine unheimlich violette Dämmerung. Sobald der Marsch durch eine Talmulde ging, wo die Zugluft nicht zugreifen konnte, fühlte sich Johannes wie in einer schwülen

Ofenhitze. Die Hummeln summten da zäher, die Falter flogen mühsamer und das Gras stand totenstill und bebte nur mit dem äussersten Halm ein bisschen, wie in der Vorstellung eines Windes. Da regiert also der Föhn oder ein nahes Gewitter. —

Anmerkung: Man beachte, wie die leblose Natur handelnd hingestellt wird. Es ist keine einförmige, langweilige Aufzählung. Es ist ein Schulbeispiel, wie Weg, Wald, Wiese und Himmel werken und schaffen.

Oder hat man etwas Handgreiflicheres gelesen, als die Einleitung zum 4. Kapitel der schon genannten Erzählung über die Turmzeiger:

„Welch eine langsame Uhr haben die Dörfer hoch oben in ihren müden, grauen Kirchtürmen! Von einer verblichenen Goldziffer zur andern müht sich die Stunde mit grob genagelten Schuhen, schwerem Knie und einer Bürde Hackholz oder Heu auf ihrem gebogenen Bauernrücken. In den Stadthäusern tänzeln die Zeiger nur so dahin. Aber hier sind es zwei alte, behäbige, ehrwürdige Arbeiter, und wenn sie im Aufstehen der Sonne ihren Kreis beginnen, so blicken sie sehr ernst auf das grosse, runde, blaue Feld mit seinen zwölf Stationen, und der grosse Zeiger sagt zum kleinen: Fangen wir an, Väterchen, aber nicht zu schnell, nicht zu schnell, es ist ein schweres Stück!“

Eine Probe aus „Toni, der Schwämmeler“ von Jakob Bühner.

Toni erzählt einem Mädchen folgendes:

„Wenn so ein Regen fällt, wie eben jetzt, da schuftet's und schindet's, heizt's und verdampft's, denkt's, erfindet's im Erdboden, ärger als in Maschinenfabriken, Chemikerwerkstätten und Dichterstuben. Hei, wer das fühlt und miterlebt, den düstet nach keinen Wundern mehr. Denkt Euch nur, wie die Eierschwämmlein aus der Erde schiessen, fein, fest und mit runden, gelben Köpflein, allüberall. Aber gleich fällt's dem Erdboden ein: „Das ist mir ein wenig zu plump in der Form,“ und baut zierlich und mit viel Ueberlegung den gelben Korallenpilz. „Aber warum so farblos,“ kritisiert sich der Waldboden allsogleich, braut Farbstoffe zu-

sammen und baut einen mächtigen Schirm; den überzieht er mit glühroter Farbe und schmückt ihn zum Ueberfluss mit weissen Flecken: ein Farbenwunder, prangt der Fliegenschwamm im Waldesschatten. „Mit der Freude allein ist's nicht getan,“ philosophiert der Waldboden weiter, und gleich entsteigen dem Moos, sammetbraun, schwärzlich, Totentrompeten. „Dummes Zeug, wozu so viel Ernst,“ blitzt's dem Waldboden durch das Hirn, und auf spindeldürrer Tanzbein pendelt der Mousseron sein zierliches Glöcklein. „Mit Spiel allein ist die Welt nicht vollkommen“: bräunlich, satt, dick und behäbig stellt sich der Steinpilz an den Weg. — Und so geht das weiter, Mädchen, weiter ins Unendliche!“

Und noch eine letzte Probe „Die Lawine von Gurin“ von Hermann Aellen.

„Der Guriner Sommer ist da. Mit einem einzigen Tausendmeilenschritt kam er aus engem Winterdunkel in breites Sonnenlicht gestiegen. Ueber das Sonnenhorn lacht der Tag jetzt in den Bergwinkel zu Füssen, als wollte er mit einer grossartigen Handbewegung sagen: Seht mich an, Krabbelmenschen ihr, bin ich nicht ein fixer Kerl und überhüpfe ich nicht den Brauseknaben Frühling einfach mit einem so erhabenen Satz, dass ihr seine Windfahnen am Flatterhaar nur noch mit dem hintersten Fetzlein seht, huu, so ist er weggehetzt von meinem Sonnenhauch und Lachen.

Leben ist mit einmal im Tal. Ich streiche einmal nur sanft den langen Lawinenfleck an der Bodenalp, risch-rasch rutscht der Schnee

aufgewärmt ins Bachwasser und taucht beschämt unter darin, ein schmächtig Besiegter. Fächle ich nur mit einem Lungenhauch über die brandschwarzen Matten, so schießt andern Tages schon das schönste Grün aus dem kalten Boden, und lächle ich gar süss dazu, so weckt es die holdesten Blumenkindchen zum Leben, vor allem das erstgeborne Prinzesslein unter ihnen, die Soldanelle. Neckisch wiegen sie ihre Köpflein in meinem Wärmehauche und begrüssen mich im duftigen Feiertagskleide feierlich in der Runde, mich, ihren Erwecker . . . O ho, o ho, ihr Guriner, so einer bin ich! Seht ihr meinen Goldwagen über euch, ihr armen schlottrigen Wintertröpfe!

O sie sahen den Sommer nicht nur, die Guriner, sie fühlten ihn auch, den ganzen erfrorenen Rücken hinunter. Wenn der saubere Herr nur nicht einen so kurzen Treuebegriff bekundet hätte jeweils. Aber so wussten sie, dass hinter dem Dreimonatsommerlicht schon wieder die düstere Winterwolkenwand aufgerichtet wurde und dass dann die letzten dünnhalmigen Gräslein auf der saftigsten Weide im Schnee erstickten, denn der Winter kam unbittlich, schob den Goldwagen des Sommers ää; ää: ?? hinter das Sonnenhorn und kroch mit langen, weissen Faltengewändern über das Land, und graue Augen sahen aus einem Leichenbitterantlitz. Da hiess es für die Guriner, sich mit beiden gesunden Armen rühren und dem feindlichen Leben tapfer zu einem Schwinget und Tanz umrunde Geldlein an den Hosenboden fahren.“

St. Gallen.

Josef Bächtiger.

Das Wortbild im Vorstellungskreis des Schülers.

„Führe dem Auge des Kindes stets das richtige Wortbild, d. h. die Folge der Schriftzeichen in einem Worte vor, bis es dasselbe behält und sich daran gewöhnt.“

Gewiss ein einfacher Lehrsatz. Mit wenigen Worten aber viel verlangt. Wir wissen aus Erfahrung, dass Schüler speziell in Mittelklassen, die richtig und deutlich lesen, im Schreiben versagen, trotz der vielen Hilfsmittel wie stilles Lautieren usw. Kaum zu glauben ist hie und da die Beständigkeit, mit der Schüler falsch

schreiben. Das Kind nimmt das Falsche im Worte gar nicht wahr. Die Einprägung des Wortbildes ist viel zu oberflächlich, zu wenig standhaft und sicher. Ist dann der Korrekturstift des Lehrers durchs Schriftfeld gefahren und der Fehler unterstrichen, dann taut's im Schüler auf. Er denkt: Oh, das hätte ich doch sehen sollen, das ist doch grundfalsch!

Das Wortbild spielt tatsächlich eine sehr grosse Rolle, sei es im Lesen oder im Schreiben. Hat der Schüler keine sichern Wort-